Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 16 (1936-1937)
Heft: 10

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücher Rundschau

Deutsche Baumeister.

Die Baukunst als einzige unter den Künsten nennt ihre Schaffenden Meister, auszeichnend und Höchstes fordernd. Während der Bildhauer, der Maler die Stufen seiner Entfaltung sichtbar macht, tritt der Baukünstler hinter sein Werk zurück, das im innern und äußern Sinne zu groß und umfassend ist, um das Wesen des Einzelnen auszudrücken. Erst in später Zeit, als die Baukunst ihre führende Stellung verlor, wurde der Baumeister, zum Architekten gewandelt, in ein persönlich umschlossenes Einzeldasein verwiesen. Die fortschreitende Aufsplitterung der Gemeinschaft ins Einzeltum, in der Gotik bereits anbrechend und im 19. Jahrhundert in die Spitze laufend, wird in den bildenden Künsten besonders eindrücklich. Das namenlose Wirken mittelalterlicher Künstler weicht dem Ans-Licht-Treten vorerst nur lose umrissener Persönlichkeiten, um in der Folge Leben und Werk ins Einmalig-Persönliche auszuprägen. Für den Baumeister freilich gilt dies in beschränktem Maße. Er ist nie ganz souveräner Künstler, der eine Aufgabe frei aus dem eigenen Ermessen vollbringen dürfte. Neben ihm steht und gebietet der Bauherr, welcher Ziele und Zwecke bestimmt, auch er einer Umwelt, einer gegebenen Kulturlage verhaftet. Dieser eigenartigen, persönlichem Nachruhm entsagenden Stellung des Baumeisters ist **Karl Scheffler** in einem 1935 bei Bruno Cassirer, Berlin, erschienenen Buche **„Deutsche Baumeister"** nachgegangen, indem er in einem großen Zuge elf Jahrhunderte deutscher Baukunst vor uns aufblättert, die kulturbildenden Hauptmächte heraushebt, die Bauweise, die er nach dem Maße ihrer Beeindruckungsfähigkeit bewertet, gliedert und deutet und die Baumeister in ihrem Wirken uns nahe bringt. Scheffler sucht, von der zunehmenden Trostlosigkeit der Bauformen unserer jüngsten Vergangenheit erschüttert, um die entschwundene Kultur trauernd, nach den Kräften, die lebendig und umfassend genug sind, um eine echte und ganzheitliche Baukunst hervorzubringen. Er findet sie für Deutschland im hohen Mittelalter und Barock, als weltliche und geistliche Macht die absolute Oberhoheit innehatten. In Zeiten bürgerlicher Kulturleistung dagegen fehlt das Organ für die Herrschaftsansprüche der Baukunst und die Künste treten neben- und auseinander, statt sich gegenseitig und alle einem Ganzen zu dienen. Von der überragenden Größe romanischer Baukunst ergriffen, verengert sich Scheffler, mit dem kleinern Maße, die der Macht des Bürgers eignet, dieser zum Bourgeois, dem Arbeit und Genuß die höchsten Lebensinhalte bedeuten, indem der Genuß sich zur Bildung sublimiert, die dann gerne für eine erloschene oder zu Konvention erstarrte Religiosität genommen wird. Mit der Loslösung des Bürgers aus der Dumpfheit der beherrschten Masse formt sich seine Eigengestalt und sein Sonderwille, wobei er in kraftvollen Zeiten immer noch mit dem Fordern und Wollen der Gemeinschaft zusammengeht. Dem Ganzen wie dem Einzelnen reisten da die schönsten Früchte deutschen Städtebaus und Malerei und Plastik, zu Schwesterkünsten der Architektur erhoben, schwangen im Reigen glücklich mit. Wie jede Bewegung der Geschichte mußte auch diese zu ihrem Ausschwung kommen, dessen späte Phase die Gegenwart politisch wie kulturell erschüttert und die in eine neue Form restloser Einordnung in die Gemeinschaft, den Staat umzubiegen, Faschismus und Kommunismus, jeder auf seine Weise, mit hartem, ungefügem Griff am Werke sind.

Schefflers Gang durch die deutsche Baukunst setzt ein mit der kulturschöpferischen Gestalt Karls des Großen, der sich des Geistesgutes der Antike bediente und bedienen mußte, um große Formen vor ein noch kaum gefestigtes Volk hinzustellen, das sich bislang auf Zierformen beschränkt hatte. Im Verein mit der einzigen, Geistigem offenen und gewachsenen Macht, der Kirche, schafft er die mit ihren Zwecken ins Überweltliche weisenden Bauaufgaben. Bauherr und Baumeister fanden sich nicht selten in einer Person zusammen. Meist handelte es sich um Klosterkirchen und der berufene Baumeister fügt sich, äußerste Sammlung seiner Kräfte gewinnend, ins Klosterleben ein. Der Baumeister ging, anders als der Architekt, aus dem Handwerk hervor. Häufig war er auch Steinmetz, der die dem Dome dienende

Skulptur mitdachte und mitfügte. War an den Kapitälen urgermanischem, vorchristlichem Bildnertrieb Raum gegeben, so kamen an ehrenvollster Stelle der geistlichen Bauten Kaiser- und Fürstenbildnisse zu stehen, Zeugnis für die lang bewährte Einheit von Welt und Kirche. Der schwere, ernste Rhythmus deutscher Romanik scheint Scheffler Antik-Römischem verwandt und er prägt das besinnliche Wort, sie sage Deutsches in lateinischer Sprache. Die fortschreitende Ausbildung der romanischen Bauweise bereicherte die Gestalt der Kirchen mehr und mehr, ohne jedoch zu dem spielerischen Schmuck englischer Kathedralen der Romanik hinzugleiten, sondern in den vollgestaltigen Denkmälern der Benediktiner mit ihren herrlichen Turmgruppen die Majestät der Kirche betonend. Als die strengen Gebärden romanischen Bauens sich lockerten, war es auch mit der Einheit von weltlicher und geistlicher Macht vorbei. Und vorbei war es mit der gewissermaßen aus dem Unbewußten treibenden jugendhaften Gestalterkraft. Die Gotik, die langsam und stetig die Formen auflöste, die bergenden Mauern entmächtigte und statt dem gehaltenen Schritt der gemalten Heiligen den glühenden Farbenzauber der Glasfenster brachte, sie ging mit der denkerischen Scholastik, mit einer ins individuelle Eigenleben versenkten Mystik zusammen. Die Zeit der Gotik findet ein bereits mündig gewordenes Deutschtum vor, dem, wie Scheffler es treffend ausspricht, sie die innere Offenbarung des Christentums bedeutet, nach der äußeren der Romanik. Die Gotik versinnlicht dem Deutschen seine Leidenschaft zur Idee. Und noch ein weiterer Zug deutschen Wesens sieht Scheffler in der Gotik verkörpert: sein Hang zum Systematischen. Die Gotik bringt in Deutschland die Sonderart der Backsteingotik hervor, welche, nicht allein materialbedingt, auf ostdeutschem Boden, dem sie entsprießt, eine noch ungelebte Romanik mitklingen läßt. Scheffler wagt, von der reinen Gegensätzlichkeit zwischen der strebenden, geistig bewußten Kunst der Gotik und dem Statischen der Romanik bestimmt, die Behauptung, daß jenseits dieser beiden Erscheinungen unseres Bauens keine andere Gestaltungsmöglichkeit vorhanden sei. In der Gotik hatte der Sakralbau die bildenden Künste noch unter seine Fittiche zu nehmen vermocht, ja, selbst Rat- und Bürgerhäuser wußte er mit seinen grazilen Formen zu beschenken. Die Renaissance stellt neben die kirchliche Baukunst als vollauf gleichwertig die weltliche und zeitigt zugleich die Verselbständigung der Künste. Die Kirche, durch die Reformation in Kämpfe verwickelt, hat für Bauaufgaben wenig Kräfte frei. Sie fließen dem Profanbau zu. Mittelalterliche Burgen, finster wehrhafter Anlage, werden zu Schlössern umgebaut. Bürgerliche Repräsentationsfreude schafft großgebärdige Rathäuser. Die Malerei, von kirchlichen Ansprüchen befreit, doch ihnen nicht entfremdet, wandelt sich zur beweglichen Tafelmalerei, auch sie profanen Zwecken verbündet. Völlig verändert ist die Stellung des Baumeisters. Er bildet sich nicht mehr von Bauhütte zu Bauhütte aus, sondern auf Reisen. Er ist auf sich selbst angewiesen, ist denkender Architekt geworden, der bewußt wählend aus den Bildungsgütern schöpft. Wir möchten überspitzend sagen, daß der Baumeister mit dem Herzen, der Architekt mit dem Kopfe baue. Namen großer Dombaumeister waren bereits in der Gotik bekannt, die Renaissance überliefert uns biographische Einzelheiten.

Jede Abspaltung eines Teiles vom Volksganzen, wie sie mit der Umgrenzung der bürgerlichen Klasse zur Renaissancezeit begann, muß einer von diesem Volksganzen naturgemäß getragenen Kunst wie der Baukunst, die besten nährenden Säfte entziehen. Im Barock sieht Scheffler nochmals die glücklichen Bedingungen erfüllt, die das Gesamtkunstwerk, d. h. die Künste im Dienste der Baukunst, die reine Einheit des Gestaltungswillens, ermöglichen. Die Gegenreformation holte mit großem Schwunge aus, um die Gläubigen an sich zu fesseln, wobei geistliches Streben willig in weltliche Form sich kleidete. Auf Seiten des Staates hatte das, in Deutschland freilich vielgliedrige Fürstentum über so viel absolute Macht zu verfügen, daß nichts Wesentliches außerhalb seines Bereiches liegen blieb. Der Barock ist in seinem Wesen der Gotik verschwistert, indem er wie sie alles Ruhende in ein Bewegtes wandelt, für Scheffler eine Synthese von italienischer Renaissance und gotischer Baugesinnung. Weltliche und geistliche Fürsten wetteifern in der Erstellung von Residenzen. Die Landschaft wird großsinnig gewählt, ist doch dem Barock das Raumgefühl aufgegangen. Kirchen und Klöster werden an beherrschender Stelle errichtet und die Schlösser umschwingt ein üppig mythologisch gezierter Barockgarten. Bauherr und

Baumeister sind sich wieder nahe getreten. Der weiche, musikalische Sinn des Wieners öffnet sich freudig dem neuen Stil und adelt in Fischer von Erlach und Hildebrandt seine hervorragendsten Baumeister. Die anfänglich berufenen italienischen Künstler werden von den einheimischen Kräften rasch verdrängt. Im Rokoko, das das strömende Pathos des Barock ins Tänzerische umbildet, findet die alte Zeit lächelnden Ausklang. Erst mit dem Klassizismus setzen andere Gestaltungsbedingungen ein. Scheffler mochte, formal nicht zu unrecht, mit ihm die Neuzeit eingeleitet wissen. Zum ersten Mal greift man nachahmend, also weniger aus Wahlverwandtschaft denn aus schöpferischer Schwäche, auf schon gelebte Formen zurück. Doch haben die großen Berliner Klassizisten z. B. noch des starken Blutes genug, um den griechischen Bildungen preußischen Geist einzuhauchen. Die Folge des 19. Jahrhunderts dann, mit seinem wilden Hin und Her nachgebrauchter Stile, war erst letzter Ausdruck einer baukünstlerischen Nichtigkeit, die uns Entsetzen und schmerzliche Scham bereiten. Materialismus und Kapitalismus hatten jeden Formsinn bis hinunter ins Handwerk, das der Maschine zum Opfer fiel, getötet. Unter den bildenden Künsten bleibt die Malerei einzig lebendig und wenn sie unter dem Patronat des Bürgertums hochkam, so dürfen wir es diesem Bürgertum wahrlich zugute schreiben, daß es sie bewahrte und Hochleistungen — freilich nicht auf ganzer Linie — inmitten einer zerbröckelnden Kultur heraufzuziehen vermochte.

Den Blick auf unser heutiges Bauen gerichtet, anerkennen wir dessen Werthaltigkeit, ohne ihm den Rang der Baukunst zusprechen zu können. Es beschränkt sich auf das Konstruktive, nur Zweckhafte und muß sich darauf beschränken. Übernehmen wir Schefflers Wort: „denn die Form, die Symbol ist, die Jahrtausende überdauert, kann nur von zweckfreier Kraft geschaffen werden und sich dann zum Zweckhaften herablassen, sie kann nicht im Profanen werden und sich dann stetig nach oben entwickeln." Der Rückblick auf das Jahrtausend deutscher Baukunst festigt dem Verfasser wie dem Leser die Einsicht, daß große Kunst je und je nur in der Weite eines großen Kulturraumes erstand, daß wir der europäischen Schicksalsverbundenheit uns nicht verschließen dürfen, wenn wir dem Unbedingten des Seelischen die Flügelweite geben wollen, die neue Inhalte und Formen schafft, um sie im Nationalen dann wuchshaft zur Vielfältigkeit aufsprießen zu lassen.

Wir haben es uns versagt, die aus der Kunstgeschichte bekannten Namen von Meistern und Werken nachzunennen, die Scheffler mit seinen feinsinnigen, sprachlich bis in die Stileigenheiten anschmiegenden Analysen und Deutungen gibt. Sie rufen in uns die innere Schau des deutschen Kunstgutes auf, welches über die alte strömereiche Landschaft verstreut, nordischem Empfinden allein letzte Erfüllung verleihen kann. Mit prächtigen, eindrücklich gewählten Bildern rundet sich Schefflers Baumeister-Buch zum schönen Ganzen. Hedwig Schoch.

Neuerscheinungen.

Robert Walser: Der Gehilfe; Roman. Schweiz. Bücherfreunde, St. Gallen.

Ein wenig Eichendorff'sche Taugenichtsstimmung schwebt über der Erzählung. Der bescheidene kaufmännische Angestellte Joseph Marti träumt in seinem Turmzimmer von schönen, gütigen Frauen. Als Gehilfe des Ingenieurs Tobler hat er ein Heim gefunden in einem „anscheinend schmucken" Hause mit einem kupferhaubigen Türmchen. In einem herrlichen Garten wird täglich ausführlich Kaffee getrunken, und trotz gewitterschwangern Wolken am Tobler'schen Finanzhimmel entsteht eine künstliche Grotte. Ein Taugenichts ist Joseph im genußvollen Sichtreibenlassen, daneben aber ein herzensguter Mensch, der nur die rohe Magd Pauline verabscheut. An jedem findet er sonst einen guten Faden; ja, er vergoldet ihn mit sanfter Menschenliebe. Zwar hat er auch Anfälle von Energie, so, wenn er der etwas hochmütigen, aber wirklich über dem Durchschnitt stehenden Frau Tobler das Hintansetzen eines unschönen Kindes vorwirft; oder wenn er endlich seinen billigen, braunen Koffer packt, um sich ohne Lohn von der ruinierten, sympathischen Familie zu verabschieden. Die Kunst eines Dichters ist nicht klein, der zweihundertfünfzig Seiten zu füllen vermag mit morgendlichem Glitzern auf dem See, mit dem Rauche guter Stumpen und dem Klopfen von Jaßkarten. Nichts

Außergewöhnliches geschieht in diesem Roman, und doch schafft der Dichter durch das Festhalten des kleinbürgerlichen Treibens Typen, von denen man nicht loskommt, da man unter ihrer Banalität das Tiefmenschliche ahnt.

Richard Zaugg: Der Sündenfall. Schweizerspiegelverlag, Zürich.

Es ist an der Tagesordnung, sich mit Psychologie zu befassen, kleine und kleinste Konflikte in sich und andern zu beleuchten. Eine Menge von sorgfältigen Beobachtungen, von realistischen Einzelheiten in diesem Ehebuche gemahnen an eine Photographie. So wie einzelne Ortlichkeiten in Zürich, das Café Terrasse, Chez Lisette namentlich aufgeführt sind, sieht man sich unwillkürlich um nach dem Urbild des Reisenden in Seide Primus Ratt. Mit seinen gelben Schuhen und der um einen Schimmer zu auffallenden Kleidung tritt er uns entgegen, unbefangen nachgiebig gegenüber den Möglichkeiten zu vorehelicher Untreue. Dieser selbe Primus hat ein Ideal von weiblicher Reinheit, das er auf seine Frau überträgt; aber er vernachlässigt sie um einer Kundin willen. Judith, ganz unähnlich ihrer berühmten Namensschwester im „Grünen Heinrich", ist von Natur aus nüchtern und hölzern, doch immerhin mit einem kleinen Schuß von Lebensneugier. Sie wird in ihrer Verlassenheit „ausgeführt" vom Freund ihres Mannes und einem eigenen ehemaligen Schulkameraden. Schließlich fällt sie in die Arme ihres Schwagers Karl. Da inzwischen die Kundin den Glauben Ratts an seine Unwiderstehlichkeit erschüttert hat, stehen beide Gatten sich nach dem beidseitigen Sündenfall gegenüber. Ein Leben, das nebeneinander lief, soll ineinander fließen, was wahrscheinlich bei friedfertigen Charakteranlagen gelingen wird. Der Titel des Romans und das Umschlagbild täuschen eine Frivolität vor, die das Buch nicht besitzt. Vielmehr ist man versucht, die weit ausholenden Charakterdarstellungen und die langen Gespräche in wiederholter Lektüre ernsthaft zu überprüfen.

Hermann Hutmacher: Der Göttibatze. Francke, Bern.

Das Buch erscheint im Augenblick, da die Schule und die schweizerische Schriftstellerschaft sich eingehend um die Mundart kümmert. Es ist ein kräftiges „Nein" zum Vorschlag einer gemeinschweizerischen Schriftsprache. Wo der Dialekt so urchig tönt, wo volkstümliche Redensarten, naturnahe Vergleiche und altes Sprachgut noch so lebendig ist, verflüchtigt sich der Gedanke an etwas Gekünsteltes. Niemals hat man bei Hutmacher den Eindruck, daß er schriftdeutsch denkt oder mit Hilfe des Idiotikons eine abgeschliffene Mundart mit Antiquitäten verbrämt. Der Ostschweizer steht bewundernd und wohl auch neidisch vor dieser Sprache, die einer Berner Bauerngeschichte vollkommen auf den Leib geschnitten ist. Sie kann derb poltern, ohne gemein zu werden, und für das Zarte hat sie herzliche, man möchte sagen adelige Töne. Es war gewagt, nach Gotthelfs köstlichen Werbungsgeschichten von einer Brautschau und ihren Folgen zu erzählen. Hutmacher verschlingt und entwirrt die Fäden der Handlung mit künstlerischem Bedacht. Bald ist es der fünfzigjährige Götti selbst, bald „der Bueb", das dreißigjährige Patenkind, welche die für den Hof so nötige Hausfrau suchen. Die Heirat des Jungen fällt nur halb gefreut aus. Während Bitzius der Berner Bäuerin gerne den Pantoffel überläßt, erringt bei Hutmacher die Männlichkeit den Sieg über ein verschlagenes, wenn auch werktätiges Frauenzimmer. Allerdings ist die Niederlage Friedas nicht vollkommen. Der Dichter läßt uns im Zweifel, ob sie „die Hörnlein nur eingezogen oder wirklich abgestoßen hat".

Dagegen wirkt **Edgar Chappuis: Wo das Alphorn klingt. Schweizer Bergdorfgeschichten; Hußverlag, Kreuzlingen,** akademisch. Die guten photographischen Aufnahmen von J. Gaberell sind ein zufälliger Schmuck; ebenso zufällig wirken die traurigen Novellenschlüsse, welche der Verfasser bevorzugt. Der Tod, auch derjenige durch Unglücksfall, vermag, an und für sich, ohne dichterische Notwendigkeit keine Tragik auszulösen.

Helene Meyer.

Heimatwerk, Blätter für Volkskunst und Handwerk. Verlag Schweizer Heimatwerk, Zürich.

Eine kleine Zeitschrift, ebenso bescheiden wie das Beginnen vor einer Reihe von Jahren im Haslital und an anderen Orten, wo alte Webstühle neu zu klappern anfingen, Hausgespinst wieder zu Ehren kam, der Lehm in unseren Moränenhügeln sich zu Töpfen formte, die sich nach Form und Farben sehen lassen können, natürliche Farbstoffe in Mineralien und Pflanzen abermals entdeckt wurden. Sie will in vierteljährlicher Folge bei guter Aufmachung vom Fortschreiten jener Wiedergeburt im Bereich unserer Bergbauernbevölkerung Kunde geben, die uns wieder zugänglich macht, „was in der Heimat an liebenswerten Dingen jahraus jahrein geschaffen wird"; sie will aber auch von dem Werk berichten, das sich bemüht, „die der Schönheit entwöhnten Hände und Herzen unseres Volkes wieder zu schöpferischem Schaffen anzuregen und auf dem steinigen Acker unserer Zeit Handwerk und Volkskunst neu zum Blühen zu bringen". Das Heimatwerk schickt sich an, zum Kristallisationszentrum bäuerlichen Selbstgefühls und zum wirtschaftlichen Rückgrat wirtschaftlicher Selbstbehauptung unseres Bergvolkes zu werden. Möge seine Zeitschrift zum Werber und Schrittmacher in all den Kreisen werden, die wissen, was für das Volksganze ein Bauerntum bedeutet, das nicht nur Produzent von Nahrungsmitteln bleibt, sondern zum Bewahrer und Mehrer unseres Kulturgutes wird.

Hans v. Berlepsch-Valendas.

Franz Liszt. Von Dr. Hans Engel. (Unsterbliche Tonkunst, Bd. I.) Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., o. J. (1936).

Mit dem äußeren Anlaß des im vorigen Jahre gefeierten Lisztjubiläums läutet dies schmale Bändchen eine neue Reihe biographischer Musikbücher ein.

Die Meinung über Liszt hat sich in den letzten Jahren gründlich geändert. Hatten bisher die Wagnerianer mit ihrer wohlwollenden Geringschätzung den Ton angegeben, so erkennt man heute wieder in Liszt wie in Berlioz die führenden Geister jener Epoche, in der sich der Bruch mit der Wiener Klassik definitiv vollzog. Engels Buch ist ein Niederschlag dieser neuen Erkenntnis. Es zeigt, wie sehr Liszts Kunst noch heute in die Zukunft weist. Dem Musikliebhaber wird es besonders wertvoll sein durch die den logischen Aufbau selbst in den anscheinend freiesten Formen klar herausschälenden Werkanalysen.

Der biographische Teil gibt unter Verzicht auf Anekdotisches alles Wesentliche, und zwar in sympathischer Schlichtheit der Darstellung.

Karl Nef: Aufsätze. Basel 1936, Buchdruckerei zum Basler Berichtshaus A.-G.

Man weiß, wie sehr sich der Begründer der schweizerischen Musikwissenschaft gerade das Wirken ins Breite hinaus hat angelegen sein lassen; wie sehr er dafür eintrat, daß die Musik den Zusammenhang mit der Gesamtkultur des Volkes nicht verlöre, wie es gerade in den Jahren, die für sein Wirken die entscheidenden waren, den Anschein hatte. So gehörte ihm seine Arbeit für die Tagespresse immer zu den wichtigsten Obliegenheiten. Von den Früchten dieser vielfach verstreuten Arbeit bringt der vorliegende Band eine Auswahl, die von der Weite seines Blickfeldes und der Tiefe seiner Schau beredtes Zeugnis ablegt. Bemerkenswert ist, wie sehr sich Nef darum bemüht, in die Kunst des ihm, dem Kretzschmarianer, so fern stehenden Arnold Schönberg einzudringen. Es ist das ein geistiges Ringen, das beide Teile in gleichem Maße ehrt.

Hans Deneke.

Deutsches Anekdotenbuch.

Deutsches Anekdotenbuch. Eine Sammlung von Kurzgeschichten aus vier Jahrhunderten, herausgegeben von Paul Alverdes und Hermann Rinn. Mit 43 Holzschnitten von Alfred Zacharias. 2., veränderte Auflage. Verlag Georg Callway, München, 1936.

Diese Kurzgeschichten, gesammelt aus vier Jahrhunderten, sind in der Regel keine Erfindungen der Phantasie, sondern wirkliche merkwürdige Begebenheiten, die sich da und dort zugetragen haben, mündlich, wohl zumeist mit Umwandlungen, weitererzählt wurden und endlich, zum Teil erst in späterer Zeit, schriftlich festgehalten worden sind. So gehören sie, als vom Volk für das Volk erzählt, mit zu

den ältesten Denkmälern der „Volksdichtung". Vom 16. Jahrhundert an wurden in Deutschland Sammlungen von Kurzgeschichten herausgegeben, zur Unterhaltung, Ermahnung, Abschreckung, Belehrung, in denen Humor und Ernst, das Grausigste und das Ausgelassenste miteinander einen bunten Reigen tanzen. Und so ist es auch in dieser neuesten Sammlung gehalten, die aus den alten Quellen reichlich schöpft, aus dem Wendunmuth, Schimpf und Ernst, dem Rollwagenbüchlein, dem Anekdoten- und Exempelbuch und wie diese, heute nur noch der Literaturgeschichte vertrauten Bücher alle heißen. Dazu sind Goethe, Schiller, Gottfried Keller, Jeremias Gotthelf, Ludwig Aurbacher und andere vertreten, und immer wieder die besonderen Meister der deutschen Kurzgeschichte, Kleist und Hebel. So entrollt sich in diesem, aus etwa 170 kleinen Geschichten zusammengewürfelten Buch ein Bild des menschlichen Lebens, wie es bunter und vielfältiger kaum zu denken ist. Da triumphiert die Tapferkeit und Unerschrockenheit in Krieg und Frieden, zu Land und zur See, gleich ob es sich um Ritter, Kauffahrer, Husaren oder einfache Bürger handelt, die Großmut glänzt über dem gemeinen Leben, die List überlistet Einfältige und Listige, Eitelkeit und Hochmut fahren ins Verderben, Gaunerei und Verbrechen gehen ihre finstern Pfade, Eifersucht und böse Lüste toben sich aus, Liebe und Treue beharren, das Heilige geht unangetastet durch die Welt. In diese fast verwirrende Vielfalt ist versucht worden eine gewisse Ordnung zu bringen durch eine Einteilung in fünf Teile nach den Goethe'schen Urworten: Dämon, das Zufällige, Liebe, Nötigung und Hoffnung. Doch wirkt diese Einteilung etwas künstlich. Nur selten hat man das Gefühl, einer wirklichen Illustration zu diesen „Urworten" und ihren tiefen, jeder Abteilung vorangestellten Strophen zu begegnen.

Paul Alverdes hat die älteren Geschichten nicht nur aus einer heute schwer zu lesenden Sprache in ein uns geläufiges und schönes Deutsch übertragen, sondern die meisten derselben auch dichterisch umgestaltet. Soweit es sich um Verkürzung und Steigerung der Spannung handelt, mit großem Glück. Ob aber seine Ausmalungen einer Situation, wenn auch nur durch wenige Worte, dem besonderen Stil der Anekdote entsprechen, bleibe dahingestellt. Im alten Text charakterisiert sich jede Person genügend selbst durch ihre Reden und Handlungen; der Phantasie bleibt es überlassen, sich Ausdruck und Gebärde dazu selber auszumalen. Alverdes zeigt uns den spitzbübischen Studenten, der der einfältigen Bäuerin weismacht, geradewegs aus dem Paradies zu kommen, „mit bescheidenem Ernst zu Boden blicken", „vergnügt sich auf die Knie schlagen", „mit umflorten Augen sprechen und auf seine Knie niederblicken" und dergleichen mehr, während im Urtext nur schlagend Rede und Antwort gegeneinander gesetzt sind. Wenn aber in einer anderen Geschichte der Pfarrer im alten Text „über die Maßen zornig wird" und den Knechten seine weiteren Befehle gibt, hier aber, weil sie einen Geist meinten gesehen zu haben, sie Trunkenbolde schimpft, der Geist solle ihnen „ihren Bierhals durchbeißen" und ihnen ankündigt, „er werde ihnen den Krückstock auf dem Rücken in kleine Splitter hauen", wenn ein Trunkener, der doppelt sieht, im alten Text fragt: „Wer ist das andre Kind, das da läuft?" hier aber: „wem der Bankert da gehöre?", wenn im alten Text wegen einer vermeintlichen Lästerung einer zur Rede gestellt wird: „Wie darfst du so schnöde Worte allhie ausstoßen, so von allen Landen jetzt Pilger da sind, welches allenthalben erschallen wird?", hier aber gedroht wird, diese Pilger könnten seinen Kopf verlangen, so fragt man sich: sollen wir die Roheit der Alten wirklich heute noch überbieten? Leidet unsere Zeit nicht genug an Verrohung und war das Amt des Dichters nicht von jeher, ihr entgegenzuwirken? Das ist der Einwand, der auch gegen eine gewisse Bevorzugung des Brutalen in der ganzen Auswahl zu machen wäre. Oder sind mit Absicht diese Stücke gewählt, um die menschlich schönen darunter desto mehr hervorleuchten zu lassen? Daß aber das Unbehagen nicht allein am Stoff liegt, sondern zumeist an der Behandlung, ersieht man an einigen Geschichten von Johann Peter Hebel, die auch von Mördern, Dieben und Spitzbuben handeln, aber doch wie auf Goldgrund gemalt sind, den Goldgrund eines erbarmenden und liebevollen Herzens, das in anderen Geschichten überwallte in Rührung und Freude an guten und schönen Gestalten. Diese Geschichten von Hebel — aber ebenso noch ein Dutzend andere — verteilen sich durch das ganze Buch und bewirken eine Versöhnung und Freude, deretwillen man das Buch doch immer gern wieder zur Hand nimmt.

Irmgard v. Faber du Faur.

Besprochene Bücher.

Karl Scheffler: Deutsche Baumeister; Verlag Bruno Cassirer, Berlin, 1935.
Robert Walser: Der Gehilfe, Roman; Verlag Schweiz. Bücherfreunde, St. Gallen.
Richard Zaugg: Der Sündenfall; Schweizerspiegelverlag, St. Gallen.
Hermann Hutmacher: Der Göttibatze; Verlag A. Francke A.-G., Bern.
Edgar Chappuis: Wo das Alphorn klingt, Schweizer Bergdorfgeschichten; Huß-verlag, Kreuzlingen.
Karl Ref: Aufsätze; Verlag Buchdruckerei zum Basler Berichtshaus A.-G., Basel, 1936.
Dr. Hans Engel: Franz Liszt (Unsterbliche Tonkunst, Bd. I); Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Potsdam, 1936.
Heimatwerk, Blätter für Volkskunst und Handwerk; Verlag Schweizer Heimatwerk, Zürich.
Paul Alverdes und Hermann Rinn: Deutsches Anekdotenbuch, mit Holzschnitten von Zacharias. 2. veränderte Auflage. Verlag Georg Callway, München, 1936.

Bücher-Eingänge.

Gonzagne de Reynold: Portugal; Editions Spes, Paris 1937. 350 Seiten. Preis Fr 5.—.
F. A. Volmar: General Lentulus; Niklaus Manuel Verlag, Bern, 1936. 56 Seiten.
R. N. Coudenhove-Kalergi: Europa ohne Elend; Paneuropa-Verlag, Paris-Wien-Zürich, 1936. 78 Seiten.
Hans Joachim Schoeps: Jüdisch-christliches Religionsgespräch in neunzehn Jahrhunderten; Vortrupp-Verlag, Berlin SW. 29, 1937. 160 Seiten, Preis RM. 3.90.
Dr. Heinrich Dübi: Das Buch von den drei Betrügern und das Berner-Manuskript (Neujahrsblatt der Literarischen Gesellschaft, Bern, Neue Folge, XIV. Heft); Verlag A. Francke A.-G., Bern, 1936. 71 Seiten, Preis Fr. 7.20.
H. de Vries de Heekelingen: Israël, son passé, son avenir; Librairie académique Perrin, Paris, 1937. 242 Seiten, Preis fr. Fr. 3.—.
Nikolai Berdiajew: Christentum und Klassenkampf; Vita-Nova-Verlag, Luzern, 1936. 98 Seiten, Preis Fr. 3.50.
Hermann Spörri: Schweizerische Demokratie und Wirtschaftsordnung; Verlag Paul Haupt, Bern-Leipzig, 1937. 64 Seiten, Preis Fr. 2.—.
Karl Löwith: Jacob Burckhardt, der Mensch inmitten der Geschichte; Vita-Nova-Verlag, Luzern, 1936. 348 Seiten, Preis Fr. 9.50.

Aus dem Inhalt des Dezember-Heftes:

Otto Hermann Reich von Rohrwig: Die russische Ostasienpolitik in Geschichte und Gegenwart. — **E. Blocher:** Zur geistigen Landesverteidigung. Die Herkunft des Schweizervolkes. — **Inez Maggi:** Ernst Wiechert und sein Schaffen. — **Hans Zopfi:** Besinnung.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stockerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.